



Thomas Kühne

Kameradschaft

Die Soldaten des nationalsozialistischen
Krieges und das 20. Jahrhundert

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft
Band 173

Vandenhoeck & Ruprecht

Thomas Kühne, Kameradschaft

V&R

Thomas Kühne, Kameradschaft

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

Herausgegeben von
Helmut Berding, Jürgen Kocka, Paul Nolte,
Hans-Peter Ullmann, Hans-Ulrich Wehler

Band 173

Vandenhoeck & Ruprecht

Thomas Kühne, Kameradschaft

Kameradschaft

Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges
und das 20. Jahrhundert

von

Thomas Kühne

Vandenhoeck & Ruprecht

Für Merrit und Judith

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 10: 3-647-35154-7

ISBN 13: 978-3-647-35154-4

Umschlagabbildung:
Altarbild der Konstanzer Riesenbergkapelle
© Stadtarchiv Konstanz

© 2006, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen.

Internet: www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke.

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
Erster Teil:	
Vom Streit um die Kameradschaft zum Staat der Kameraden 1918–1939	
I. Vom Krieg zum Frieden	27
1. Das letzte Licht am Horizont	27
2. Bürger und Soldaten	38
3. Gefolgschaft und Volksgemeinschaft	51
4. Solidarität und Völkerversöhnung	58
5. Das Beste des Krieges.....	62
II. Vom Frieden zum Krieg	68
1. Männlichkeit und Weiblichkeit	68
2. Das Frauenhafte des Kameraden	72
3. Schicksal, Scham und Verbrechen	79
4. Die Frau als Kamerad	91
5. Der Staat der Kameraden	97
Zweiter Teil:	
Kriegerische Volksgemeinschaft und verbrecherischer Krieg 1939–1945	
III. Einsamkeit in der Zwangsgemeinschaft	113
1. Deckung und Denunziation	113
2. Heiliger Geist und Potenzprotzerei	124
3. Freunde statt Kameraden	131

IV. Geborgenheit in der Kampfgemeinschaft	140
1. Männliche Härte und absolute Kameradschaft	140
2. Mutterliebe und zärtliche Kameradschaft	153
3. Sterbende Kameraden, überlebende Kameradschaft	166
V. Zerrissenheit in der Schicksalsgemeinschaft	172
1. Familienidyll und Frauenabenteuer	172
2. Heimweh und Frontsog	178
3. Wurstigkeit und Durchwursteln	193

Dritter Teil:

Vom guten Kameraden zur bösen Kameradschaft 1945–1995

VI. Die Privatisierung der Kameradschaft	209
1. Lagerfreundschaft statt Lagerkameradschaft	209
2. Veteranenzirkel statt Veteranenbewegung	214
3. Familientreffen statt Männerbund	221
VII. Die Stigmatisierung der Kameradschaft	229
1. Kameradschaft als Glanzlicht der Demokratie	229
2. Kameradschaft im Zwielicht der Unterhaltungsindustrie	246
3. Kameradschaft im Dunkel der zivilen Gesellschaft	253
Schluss	271
Abkürzungen	281
Quellen- und Literaturverzeichnis	283
Register	325

Vorwort

Diese Buch beginnt nicht zufällig mit einem Schlaglicht auf die Geschichte der Stadt Konstanz. Dort, zwar nicht gerade auf dem Marktplatz oder an der Riesenbergkapelle, aber doch in der inspirierenden Arbeitsatmosphäre der Universität ist die Idee dazu entstanden, rund siebzig Jahre nach dem großen Kameradschaftstreffen der 119er von 1925. Um aus der Idee ein Buch zu machen, bedurfte es freilich mancher Umwege. Von Konstanz ging es nach Bielefeld, wo die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Projekt mit einem Habilitationsstipendium großzügig unterstützte, dann über Tübingen und Rottenburg für eine kurze Zeit zurück in die Bodenseeregion nach Weingarten, wo ich, dank der Synergie von Lehr- und Schreibtätigkeit, die Habilitationsschrift zu Ende bringen konnte. Nach Abschluss des Habilitationsverfahrens an der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie der Universität Bielefeld im Sommer 2003 hat eine Einladung an das Institute for Advanced Study in Princeton, New Jersey, die zeitlichen und mentalen Voraussetzungen geschaffen, das Manuskript zu überarbeiten und zu straffen. Den letzten Schliff verdankt es dem kooperativen Klima der Clark University in Worcester, Massachusetts. Der DFG, der Fritz-Thyssen-Stiftung, der Volkswagen-Stiftung, der Uni Konstanz sowie dem Strassler Family Center for Holocaust and Genocide Studies der Clark University bin ich auch für die mir gewährte finanzielle Unterstützung in Form von Stipendien und Sachbeihilfen zu großem Dank verpflichtet.

Dankbar bin ich allerdings auch für vielfältige ideelle und intellektuelle Unterstützung. Ohne die Zeitzeugen oder deren Angehörige, die sich für Interviews zur Verfügung gestellt, briefliche Auskünfte gegeben oder den Zugang zu persönlichen Zeugnissen gestattet haben, hätte dieses Buch nicht geschrieben werden können. Fritz Farnbacher, Hellmut Franck, Ludwig von Friedeburg, Dirk Heinrichs, Werner Kullen, Hans-Jörg Kimmich, Wolfgang Langer, Hans Mehrle, Hubert Meyer, Elly Napp, Elmar Roth, Heinrich Stockhoff, Tanja Schmidhofer, Hermann Schneider, Dieter Wellershoff, Markus und Helmut Wißmann seien stellvertretend für viele andere genannt. Martin Doerry hat auf seine Weise zur Bereicherung meiner Materialsammlung beigetragen. Walter Kempowski hat mir in einem frühen Stadium der Arbeit sein privates Archiv zugänglich gemacht und gleichzeitig, zusammen mit seiner Frau Hildegard, den denkbar angenehmsten Archivaufenthalt beschert.

Dass ich nicht ganz in den Quellen ertrunken bin, verdanke ich dem Gespräch mit Kollegen und Freunden – privatim, in Kolloquien oder auf Tagungen. Für ihre Kritik an meinen Kurzschlüssen und die Beharrlichkeit, mit der sie mir neue Interpretationshorizonte eröffnet haben, bin ich Margaret Lavinia Anderson, Detlef Bald, Omer Bartov, Caroline Walker Bynum, Kathleen Canning, Nicola Di Cosmo, Martin Dinges, Christof Dipper, Anselm Doering-Manteuffel, Debórah Dwork, Dagmar Ellerbrock, Ute Frevert, Michael Geyer, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche, Alf Lüdtke, Kaspar Maase, Geoffrey Parker, James Retallack, Anson Rabinbach, Cornelia Rauh-Kühne, Ute Schneider, Nicolas Stargardt, Hans-Ulrich Wehler, Bernd Weisbrod, Wolfram Wette, Andreas Wirsching und Benjamin Ziemann sehr verbunden. Der Freundschaft, nicht nur der Kameradschaft, von Michael Geyer und Benjamin Ziemann verdanken das Buch und ich mehr als sich hier zum Ausdruck bringen lässt.

Ute Frevert, Heinz-Gerhart Haupt und Dieter Langewiesche haben sich der Mühe unterzogen, ein viel zu langes Manuskript als Habilitationsschrift im Eilgang zu begutachten, wofür ich ihnen ebenso dankbar bin wie Hans-Ulrich Wehler, der zusammen mit den Mitherausgebern der »Kritischen Studien« für eine schnelle Begutachtung und Drucklegung gesorgt hat.

Meine beiden Töchter haben zum Fortgang dieses Projekts nicht unmittelbar beigetragen. Ihr alltäglicher Eigensinn hat immerhin meine Hoffnung genährt, dass es, trotz allem, so etwas wie Fortschritt in der Geschichte gibt. Ihnen ist dieses Buch übers Mitmachen gewidmet – auf dass sie auch in Zukunft nicht zu allem Ja sagen.

Worcester, Mass., im Herbst 2005

Thomas Kühne

Einleitung

1. Ein Begriff aus einer anderen Welt

»Kameradschaft« – das ist »ein Begriff wie aus einer anderen Welt«. Mit dieser Feststellung zog *Der Stern* 1999 das Fazit einer Begegnung zwischen Wehrmachtsveteranen und Gymnasiasten. Die Illustrierte wollte beide zu einem Dialog zusammenführen. Er gestaltete sich schwierig. Warum die Soldaten mitgemacht hatten bei jenem schrecklichen Krieg, warum sie nicht einfach desertiert seien, wollten die Schüler wissen. Mit »unbegreiflichem Absolutheitsanspruch« antworteten die alten Soldaten: »Es wäre uns wie Verrat an den kämpfenden Kameraden vorgekommen.« Die Schüler freilich hatten andere Phantasien von den Motiven der Generation ihrer Großväter im Krieg. Einer brachte es auf den Punkt: »Da waren garantiert genügend Soldaten dabei, denen es voll Spaß machte, Leute abzuknallen.«¹

Am Ende des Jahrhunderts der beiden Totalen Kriege kam die massenhafte Gewalt ins Gerede, mehr als in den Jahrzehnten zuvor. Kriege waren den Europäern in der langen Friedensperiode ihres Kontinents fremd geworden. Wehrdienstverweigerer erfreuten sich wachsender gesellschaftlicher Akzeptanz. Die allgemeine Wehrpflicht wurde obsolet. Der Soldat büßte seine Funktion als soziales Leitbild ein und sah sich gar als »Mörder« tituliert. Aber die kriegerrische Gewalt ließ die zivile Gesellschaft nicht in Ruhe. Der Krieg kehrte nach Europa zurück. Real in Gestalt der gewaltsamen Konflikte im zerfallenden Jugoslawien, imaginär in einer intensiven Diskussion um die Bedeutung des Krieges für die moderne Gesellschaft und um die kollektive Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust. Diese Debatten drehten sich nicht mehr nur um die Leiden, sondern um die Lust am Krieg, auch am Krieg gegen Wehrlose, Gefangene, Zivilisten, Frauen und Kinder. Lust am Krieg – das ist allerdings eine polemische Formel, in der sich das Entsetzen der Zivilgesellschaft über die Gewaltbereitschaft von Menschen Ausdruck verschafft, die aus ihrer Mitte kommen.

Der Streit um die »Vergangenheit, die nicht vergehen will« (Ernst Nolte) bekam ein neues Gesicht. Ihm waren nicht nur anonyme Herrschaftsstrukturen oder wenige Verbrecher an der Spitze des NS-Regimes eingeschrieben.

1 Der Stern 10.06.99, S. 152–158 (»Der Erinnerung eine Zukunft geben«), Zitate S. 156, 158.

Die Verbrechen des Jedermann, die Unterstützung, das Mitmachen und Mitwissen der »ganz normalen Deutschen« standen nun auf der Agenda der Erinnerungspolitik. Bücher wie Daniel Goldhagens filmähnliche Rekonstruktion des Holocausts durch viele kleine Täter und die Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung mit den Schnappschüssen vom Judenmord, die einfache Landser gemacht hatten, stellten beunruhigende Fragen: Hatten die oft noch lebenden Väter und Großväter am systematischen Massenmord partizipiert? Wie hatte sie das getan – freiwillig, billigend, zuschauend, wegschauend?²

Im Hinblick auf die rund siebzehn Millionen Wehrmachtssoldaten stellte sich diese Frage nach der Gewaltbereitschaft mit besonderer Eindringlichkeit, auch wenn vermutlich nur ein kleiner Teil von ihnen an den Massenerschießungen der Juden im Osten aktiv beteiligt war. Die Wehrmachtsoldaten hatten nicht nur einen verbrecherischen Krieg mitgetragen. Sie hatten auch in einem sechsjährigen Totalen Krieg unter katastrophalen Lebens- und sich dramatisch verschlechternden Überlebensbedingungen durchgehalten. Warum? Das Militär ist kein Hort widerständigen Handelns, aber die Geschichte kennt viele kollektive Formen der Verweigerung. Gerade der Erste Weltkrieg, auf den die Akteure des Zweiten zurückblickten, war voll davon.³ Völlig anders als unter den weniger gravierenden Bedingungen des Ersten Weltkriegs, der mit der Revolte des Militärs ausging, gab es jedoch im Zweiten Weltkrieg nicht einmal Ansätze kollektiven Protests oder kollektiver Verweigerung auf breiterer sozialer Basis. Der Zusammenhalt der Wehrmacht und ihre militärische Effizienz blieben bis zur Kapitulation ungebrochen. Warum?

Auf solche Fragen sucht dieses Buch eine Antwort. Am Anfang dieser Suche standen Irritationen darüber, wie Angehörige der »Kriegsgeneration« von ihren Kriegserlebnissen erzählten. Von der kriegerischen Gewalt, zumindest der selbst ausgeübten oder gar der verbrecherischen, war da kaum die Rede. Häufiger dagegen von den Leiden am Krieg und besonders von »menschlichen« Erfahrungen wie Hilfsbereitschaft, Geborgenheit, Selbstlosigkeit: Kameradschaft. Dass sie als Kameraden für ihre Kameraden – und nicht etwa aus gewaltlüsternen oder verbrecherischen Motiven heraus – gehandelt hätten, behaupteten Leserbriefe und Gedenkanzeigen an gefallene Brüder, Väter und eben Kameraden in der Tagespresse der neunziger Jahre immer wieder. Dass er »in der Verantwortung gegenüber seinen Kameraden« gefallen sei oder dass er »sein Leben bei der Bergung eines

2 Kühne, Vernichtungskrieg I, S. 586ff.; Assmann/Frevert, S. 277ff.; Naumann, Jahrzehnt; ders., Soldaten.

3 Ziemann, Erwartung; ders., Fahnenflucht; zur französischen Armee Smith, Mutiny; allg. Rosse; Flaschka, dessen Akzent jedoch auf der Militärelite liegt.

verwundeten Kameraden« eingesetzt habe, heißt es dann.⁴ »Kameradschaft und Zusammenhalt in den Zügen und Kompanien« sowie die »Verbundenheit mit Volk und Vaterland« habe den Soldaten »die seelische Kraft und Moral für ihren Kampf« gegeben.⁵ Kameradschaft scheint geradezu das Leitmotiv der Kriegserinnerungen der alten Soldaten in Deutschland zu bilden. Einer von ihnen erklärte mir, durch eine Geschichte der Kameradschaft werde »für spätere Generationen festgehalten, was uns, die nun abtretende Kriegsgeneration, bewegt hat.«⁶

Solche Erwartungen einzulösen, gestaltete sich nicht einfach. Und dies nicht nur, weil manche ehemaligen Soldaten die Auskunft darüber, was denn diese Kameradschaft bedeutet habe, schlichtweg verweigerten, könne ein Außenstehender diese doch niemals ergründen: Kameradschaft müsse man erlebt haben, sie lasse sich nicht analysieren und zwischen zwei Buchdeckel pressen. Noch größere Probleme stellten sich der Untersuchung der Kameradschaft dadurch, dass *die* Kriegsgeneration keineswegs so homogene Erinnerungen an den Krieg und speziell an die Kameradschaft hat, wie jene euphorische Äußerung nahe legt. Mein Vater etwa, der als Angehöriger des Jahrgangs 1925 im Herbst 1943 eingezogen worden und im Kurlandkessel in russische Gefangenschaft geraten war, gab desillusionierende Erinnerungen an die Kriegskameradschaft zum Besten, als ich mein Interesse daran erwähnte. Etwa wie ein Major von der Hauptkampflinie aus per Funk den Befehl nach hinten erteilte: »Ein Melder mit drei Kisten Rotwein sofort zum V.B.« (dem »Vorgeschobenen Beobachter-Posten«, an dem der Major wartete). Oder wie derselbe Offizier sich nach dem Erhalt der Kapitulationsmeldung am 8. Mai 1945 in sein Auto setzte, um sich aus dem Kurlandkessel durch die feindlichen Linien hindurch nach Deutschland durchzuschlagen, seine Soldaten aber ihrem Schicksal überließ.⁷ Andere ehemalige Soldaten erzählen mit erklärter Spitze gegen eine nachträgliche Glorifizierung der Kameradschaft, wie sie aus Enttäuschung über unkameradschaftliche Vorgesetzte oder schlechte Kameraden aus der Wehrmacht desertiert seien.⁸

Ist die euphorische Kameradschaftserinnerung nur Lug und Trug? Oder einfach das Produkt sentimentaler Verklärung? Nicht nur Zeitzeugen und

4 FAZ 27.04.98, Gedenkanzeige für Hans von der Bruch von seinem »Kriegskamerad« Lothar Kappe; ebd. 06.07.00, Anzeige für Heinz Oesterlink; ebd. 30.06.01, Anzeige für Hermann Krafft.

5 FAZ 29.04.95, S. 10, Leserbrief v. Hans Joachim Mischke.

6 Schreiben von A.O. (geb. 1915, ehem. Offizier der Fallschirmpanzerdivision Hermann Göring) an Verf. 09.09.94. Die Erinnerungsgeschichten der Traditionsverbände berufen sich toposartig darauf, z.B. *Boehm*, im Vorwort; *Kannicht*; insbesondere die Verbandszeitschriften wie *Alte Kameraden* oder *Soldat im Volk*.

7 Mündliche Mitteilungen 1996/97 u. Niederschrift von Carl-Lotar Kühne, Die 14. Panzer-Division (1998).

8 FAZ 20.05.97, Leserbrief v. Erwin Frank.

Jugendliche äußern solche Vermutungen. Auch Historiker bestätigen den Eindruck, die Beschwörung der Kameradschaft durch die Veteranen sei bloße Legendenbildung.⁹ Omer Bartov spricht in seinem wegweisenden Buch über »Hitlers Wehrmacht« zwar nicht von Kameradschaft, sondern von Primärgruppenbeziehungen. Diese aber stellen auf das ab, was die Soldaten meinen, wenn sie von Kameradschaft sprechen: feste, familienähnliche, auf Vertrauen basierende, persönliche Bande in den kleineren militärischen Einheiten. Gegen Ende des Krieges hatten die amerikanischen Militärsoziologen Edward Shils und Morris Janowitz die Auffassung vertreten, dass solche libidinösen, durch die paternalistische Autorität des Unter- oder Subalternoffiziers zusammengehaltenen Gruppenbindungen den Kitt der Wehrmacht darstellten.¹⁰ Die Divisionen waren in Wehrkreisen aufgestellt worden und landsmannschaftlich homogen zusammengesetzt. Im Gefecht aufgeriebene Divisionen wurden nach Möglichkeit geschlossen in Ruhestellungen gezogen, der Ersatz dort aufgefüllt, so dass Gelegenheit zur Assimilation bestand, und dann die Gruppe als Ganzes wieder an die Front geschickt. Einzelne verwundete oder erkrankte Soldaten wurden nach ihrer Genesung zu ihrem alten Truppenteil gesandt. Dieser lange Zeit unbestrittenen Primärgruppenthese widersprach Bartov. Seiner Auffassung nach waren die durch die Verluste im Osten bedingten personellen Umschichtungen so groß, dass von Primärgruppen seit dem Winter 1941/42 keine Rede mehr sein könne. Wenn der deutsche »Landser« verbissen weitergekämpft hatte, dann musste dies andere Gründe haben. Bartov zeichnet das düstere Bild einer »barbarisierten«, vom Antisemitismus durchdrungenen Truppe, in der sich der Terror von oben (die drakonische Militärjustiz und die rigorose Disziplin) ungehemmt in Terror nach außen entladen konnte, da die »verbrecherischen« Befehle Aggressionen gegen die Zivilbevölkerung für straffrei erklärt hatten.¹¹ Allenfalls gegen Ende des Krieges seien abstrakte Primärgruppenbindungen im Sinne der von NS-Propaganda beschworenen »Volksgemeinschaft« handlungsrelevant für die Soldaten geworden.¹²

Die historische Forschung lässt zwar am Antisemitismus und Antibolschewismus der Soldaten keinen Zweifel. Ebenso steht außer Frage, wie sehr sie an Hitler glaubten und dass die drakonische Militärjustiz sowie die

9 *Latzel*, Identität, S. 13ff.; ders., Soldaten, S. 39.

10 *Shils/Janowitz*, S. 280–315. Erste Überlegungen in einem Memorandum Shils' von 1943, Shils Manuscript Series II Box 117, University of Chicago Library. Vgl. *Burk*. Zur Weiterentwicklung vgl. z.B. *Shils*, Study; *Janowitz/Little*, S. 109ff.; *Little*; *Moskos*; *Chodoff*; *Roghman/Ziegler*, S. 168ff.; *Meyer*, Kriegs- und Militärsoziologie, S. 112ff.; *Oetting*, S. 74ff., 108ff.; *Madej*; *Grossman*, S. 149ff. *Crevelde*, Kampfkraft.

11 *Bartov*, Soldaten.

12 Diesen Aspekt betont auch *Fritz*.

Terrororganisationen des NS-Staates sie zum »Durchhalten« antrieben. Aber die Frage nach dem sozialen Zusammenhalt der Soldaten ist damit keineswegs beantwortet. Allerdings ist der wissenschaftliche Umgang mit der Kameradschaft wie mit den Primärgruppen stark wertbehaftet. Die Primärgruppentheorie ist die wissenschaftliche Fassung der Kameradschaftserinnerungen. Wenn den Wehrmachtssoldaten gute Kameradschaft bezeugt wird, dann werden sie aus der Verstrickung in die Verbrechen gegen die Menschlichkeit herausgelöst. Wenn dagegen diese Verstrickung nachgewiesen werden soll, wie bei Bartov, kann es mit ihrer Kameradschaft nicht weit her gewesen sein. Denn Kameradschaft gilt als hehre Tugend. Sie scheint nicht in ein dunkles Bild von der Wehrmacht zu passen. Aber wenn auch die Veteranen ihren Altruismus im Krieg beschwören mögen, um ihre Verbrechen zu verschleiern, so bedeutet dies nicht, dass diese Erinnerungen oder die Primärgruppenthese keinen realen Bezug haben.

Noch verzwickter wird es, wenn man eine spezielle sozialpsychologische Deutung von Kameradschaft mit in Betracht zieht. In seinem Buch über das Reserve-Polizeibataillon 101 hat Christopher Browning 1992 gezeigt, wie Gruppendruck »ganz normale Männer« veranlasste, beim Massenmord an Juden »mitzumachen«. Sie wollten nicht als Schwächlinge verspottet, sondern als »Männer« von ihren Kameraden anerkannt werden und integriert sein.¹³ Kameradschaft erscheint hier in einem anderen Licht als in der Erinnerung der Wehrmachtsveteranen: nicht als Tugend der Fürsorge, sondern als Motor bestialischer Gewalt. Manchen feministischen Wissenschaftlerinnen gilt solche »männliche Kameradschaft« geradezu als Brutstätte eines kriegerischen Männerbundes. Biete sie Männern »Geborgenheit«, so wirke sie gleichzeitig als »Solidarität gegen Frauen«.¹⁴

Ein solches dämonisches Verständnis von Kameradschaft ist dem der Wehrmachtsveteranen diametral entgegengesetzt. Handelt es sich überhaupt um vergleichbare Dinge? Oder nur um eine Begriffsverwirrung? Jüngere Soldaten behaupten, die Sozialpsychologie jener Polizeieinheit, die Browning analysiert, habe mit »Kameradschaft« nichts zu tun. Kameradschaft im Sinne gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Fürsorge gehört zu den Berufspflichten der Bundeswehrsoldaten. Sie gilt ihnen als eine militärische Kardinaltugend, die über Zeit und Raum erhaben ist.¹⁵ Das Handeln jener Einheit des Himmlerschen Apparates offenbare eine »völlige Verdrehung dieses Begriffs hoher soldatischer Verpflichtung des Einen für den Anderen«.¹⁶

13 *Browning*, S. 107, 175, 242; siehe unten.

14 So distanzierend *Seiffert*, *Theorie*, S. 862.

15 Vgl. nur *Mosen*, S. 60ff.

16 Rezension von K. *Burg* zu *Browning*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 1993, S. 565.

Kameradschaft ist vergangen und doch gegenwärtig und gerade in dieser Zeitlosigkeit undurchschaubar. Die Aufgabe des Historikers besteht darin, das, was über die Zeit erhaben zu sein beansprucht, in seiner Zeitlichkeit sichtbar zu machen. Jener Anspruch auf Überzeitlichkeit weist auf den Kern aller Debatten um den NS-Krieg. Wenn Wissenschaftler auf den Gruppenzusammenhalt als Faktor des Massenverbrechens abheben, sprechen sie über etwas, das nicht spezifisch für den Nationalsozialismus ist; Browning knüpft explizit an die Untersuchungen Stanley Milgrams an. Danach stimulieren Obrigkeitshörigkeit und Gruppendruck keineswegs nur unter nazistischen Deutschen Gewalt und Verbrechen. Und wenn die Wehrmachtsveteranen ihre Kameradschaft im Krieg beschwören, wollen sie ebenso wie die der Primärgruppentheorie verpflichteten Militärsoziologen sagen, dass sie gekämpft hätten wie Soldaten sei eh und je.

2. Eine Erfahrungsgeschichte des nationalsozialistischen Krieges

Alle Fragen nach dem Mitmachen im NS-Krieg sind immer auch Fragen nach dessen Ort im 20. Jahrhundert, dem »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm). Der NS-Krieg war kein »normaler« Krieg. Aber seine Akteure waren »normale« Männer, Familienväter, Arbeiter, Bauern, Akademiker. Sie kamen aus »normalen« sozialen und familiären Verhältnissen. Und nach dem Krieg, auch nach den Verbrechen, kehrten sie, soweit sie überlebt hatten, in solche Verhältnisse zurück.¹⁷

Der nationalsozialistische Krieg hatte eine Vor- und eine Nachgeschichte. Der Holocaust war der Kulminationspunkt nicht nur des Antisemitismus in Deutschland, sondern auch jener »Vergesellschaftung der Gewalt« (Michael Geyer), die sich in Deutschland seit dem Ersten Weltkrieg entfaltete.¹⁸ Diese Gewalt ist den Deutschen nicht durch die nationalsozialistischen Machthaber aufgepfropft worden, sondern entstand aus der Gesellschaft heraus. Aber dieser Prozess war kein Automatismus. Er war genauso wenig selbstverständlich wie die gegenläufige Entwicklung, die »Entgesellschaftung« der Gewalt nach 1945. Die deutsche Kapitulation, die »Stunde Null«, trennt im geläufigen Geschichtsbild die mit dem Ersten Weltkrieg einsetzende Periode sich radikalisierender Gewalt von einer mittlerweile noch längeren Phase ausgeprägter Friedensliebe und stabiler demokratischer Strukturen. Aus der »Kriegskultur« einer Gesellschaft, in der der Soldat die soziale Leitfigur und die Vernichtung des Anderen Maxime aller Politik war, entwickelte sich die »Friedenskultur« einer Zivil-

¹⁷ Vgl. *Schneider*, Reinheit, S. 21ff.

¹⁸ *Geyer*, Organisation, S. 27. Vgl. *Zieman*, Vergesellschaftung; ders., Eskalation.

gesellschaft, die Vielfalt und Pluralität ermöglicht statt Uniformität und Terror zu erzwingen. Die Deutschen haben sich »vom totalen Krieg zum totalen Frieden hin entwickelt«, und gleichzeitig auch vom Führerstaat zur Demokratie.¹⁹

Wie aber haben sie das gemacht? Die Entwicklung hin zu einer Zivilität, die in der deutschen Vergangenheit keine Parallele hat, war noch weniger zu erwarten als die gegenläufige zuvor.²⁰ Die Frage nach dem Zusammenhang von Gewalt und Frieden, von Terror und Demokratie stellt sich besonders eindringlich, wenn man sich klar macht, dass es weithin dieselben Menschen waren, die zuerst das eine und dann das andere praktiziert haben. Jene Geburtskohorten, die den Ersten Weltkrieg nicht mehr oder nur als Kinder erlebt haben, stellten rund neun von zehn jener 17 Millionen deutschen Soldaten, die zur Wehrmacht eingezogen wurden.²¹ Sie erhielten ihre biographische Prägung in der Zwischenkriegszeit, in den Wirren der zwanziger und in der Uniformität der dreißiger Jahre. Zusammen mit ihren Frauen, Verlobten oder Geliebten bildeten sie die »Kriegsgeneration« des Zweiten Weltkrieges. Diese Jahrgänge stellten die Masse der Soldaten und Soldatenfrauen. Und nach 1945 vollzogen sie, soweit sie den Krieg überlebten, den Wandel Deutschlands vom Terror zur parlamentarischen Demokratie im Westen und zur sozialistischen »Volksdemokratie« im Osten. Demographisch verkörpern sie die Einheit des 20. Jahrhunderts. Gesellschaftlich und kulturell repräsentieren sie dessen Widersprüchlichkeit. Wie haben sie beides – den Weg in den Terror und den Weg aus dem Terror – verbunden? Welchen Ort also hat der nationalsozialistische Krieg im Kontinuum des 20. Jahrhunderts?

Das vorliegende Buch versucht diese Frage zu beantworten, indem es das Leitbild der Kameradschaft zum Dreh und Angelpunkt einer die Vor-, Haupt- und Nachgeschichte des NS-Krieges integrierenden Erfahrungsgeschichte macht. Eine solche bemüht sich um Nähe zu den historischen Akteuren, ihrem Handeln, Denken und Fühlen. Sie setzt die unterschiedlichen, verhaltensmäßigen, emotionalen, kognitiven, habituellen, institutionellen und diskursiven Ebenen des menschlichen Daseins in Beziehung zueinander. »Empathie mit den Tätern« zu entwickeln, wie dies Browning und früher Martin Broszat gefordert haben, ist freilich ein schwieriges Unterfangen, dem sich nicht nur psychische und moralische Hemmnisse in den Weg stellen.²² Es birgt auch, so der Ethnologe Clifford Geertz ohne Bezug auf den Nationalsozialismus, die Gefahr, »die Erfahrungen anderer

19 Zitat von Gottfried Niedhart, in: *Faulenbach/Jelich*, S. 80, vgl. Kühne, *Friedenskultur*, S. 14ff.

20 Naumann, *Einleitung*, S. 9ff., neuerdings u.a. *Manig*, *Politik*.

21 Vgl. *Overmanns*, *Verluste*, S. 222 und 334.

22 *Browning*, S. 16f. Vgl. *Broszat*, *Historisierung*; ders., *Plädoyer*.

in den Rahmen unserer Vorstellungen« bloß einordnen zu wollen und so erst recht zu verfehlen. Stattdessen müssen wir, so Geertz, »solche Vorstellungen ablegen und die Erfahrungen anderer Leute im Kontext ihrer eigenen Ideen über Person und Selbst« – und, so mag man ergänzen, über ihre Gesellschaften und Gemeinschaften – betrachten.²³ Geertz regte dazu an, den »symbolischen Formen«, Worten, Bildern, Institutionen, Verhaltensweisen, »mit denen sich die Leute tatsächlich vor sich selbst und vor anderen darstellen«, besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Kameradschaft war eine solche symbolische Form. Sie verlieh dem Selbstbild der »Kriegsgeneration« Ausdruck, mochten auch nicht alle ihre Angehörigen sich damit identifizieren.

Erfahrungsnahе Begriffe und ein Forschungsansatz, der die Waage hält zwischen phänomenologischem Verstehen und sozialstrukturellem Erklären, sind um so nötiger, je ferner und fremder der Gegenstand erscheint, mit dem sich der Historiker befasst.²⁴ Einen derartigen Ansatz bietet die Wissenssoziologie Peter Bergers und Thomas Luckmanns. Sie setzt die subjektive Selbstdeutung der Zeitgenossen nicht absolut, sondern berücksichtigt die »mit der Erfahrung jeweils verbundene Tätigkeit der Akteure sowie die äußeren Umstände, in denen die Akteure handeln«.²⁵ Die Wissenssoziologie legt, ähnlich wie die philosophische Hermeneutik Gadamers, einen Begriff von Erfahrung nahe, in dem die Dialektik von subjektiven und objektiven Faktoren der Wirklichkeit aufgehoben ist. Er verknüpft die »Deutungskultur« mit der »Sozialkultur«.²⁶ Wirklichkeit ist gesellschaftlich konstruiert. Sie ist das Ergebnis einer permanenten Aneignung und Bearbeitung sozialer und kultureller Strukturen, insbesondere durch Kommunikation.²⁷ Erfahrung stellt sich dar als kontinuierlicher Verarbeitungsprozess, in dem Wahrnehmung, Deutung und Handeln abgeglichen, koordiniert und verschränkt werden. Der subjektiv erfahrenen Wirklichkeit vorgelagert sind bestimmte »Sedimente kollektiven Wissens«, »soziokulturell objektivierete Rahmenbedingungen« wie Sprache, Institutionen und Traditionen, die durch die Konstruktionsarbeit bestätigt oder verändert werden können.²⁸ Auch die in einer Gesellschaft favorisierten Deutungsmuster wirken als Filter individueller wie kollektiver Wahrnehmung.

Eine die politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigende Erfahrungsgeschichte des Krieges muss daher, wie Reinhart

23 Geertz, S. 292-294, auch für das folgende Zitat.

24 Frevert, Ehrenmänner, S. 17f.

25 Sieder, S. 454.

26 Rohe, Kultur, S. 340ff., ders., Revier, S. 61ff.

27 Berger/Luckmann, S. 124ff.

28 Buschmann/Carl, S. 17-21; Lipp, Diskurs, S. 213ff.

Koselleck dargelegt hat, drei zeitliche Schichten untersuchen.²⁹ Erstens die Vorprägung von Kriegserfahrungen durch die zivilgesellschaftliche Bindung und Sozialisation: Mit welchem kulturellen Gepäck, mit welchen Erwartungen zogen die Soldaten in den Krieg? Wie wirkte sich dabei die Zugehörigkeit zu bestimmten Generationen, zu religiösen Gemeinschaften, politisch-ideologischen Lagern, sozialen Klassen und Regionen aus? Zweitens der Erfahrungsprozess im Krieg selbst, die Kriegserlebnisse, die entsprechend den unterschiedlichen Vorprägungen, aber auch den »spezifisch kriegsbedingten Funktionen« der Menschen variieren können: Man wird annehmen können, dass ein Offizier den Krieg anders erlebt als ein Mannschaftssoldat. Drittens die Wirkungsgeschichte des Krieges: die Kriegserinnerung, -verarbeitung, -verdrängung.³⁰ Sie findet im Austausch mit anderen Menschen statt, verbal oder nonverbal; auch das gemeinsame Beschweigen eines Traumas oder eines Verbrechens ist Arbeit am sozialen Gedächtnis. Das »kommunikative Gedächtnis entsteht in einem Milieu räumlicher Nähe, regelmäßiger Interaktion, gemeinsamer Lebensformen und geteilter Erfahrungen.«³¹ Das kollektive Gedächtnis dagegen besteht in bewussten oder unbewussten Absprachen, etwa bestimmter Opfergruppen des Krieges, seiner Veteranen oder einer ganzen Nation.

Das kollektive Gedächtnis trat nicht erst nach 1945 mit einem hegemonialen, alternative Deutungen abweisenden Anspruch auf: Es beharrt darauf, die wahre Erinnerung zu präsentieren. Oft wird dieser Anspruch in die Zukunft verlängert. Dies prägte zumal die Zeit nach 1918. Aus der Erinnerung wird eine Handlungsanweisung für die Zukunft abgeleitet. Der Gegenwart wird angeraten, sich nach der solchermaßen konstruierten Vergangenheit zu richten, wenn sie die Zukunft gestalten wolle. Das ist mythische Erinnerung. Mythen sind eine spezifische Form der sedimentierten Erfahrung.³² Sie erzählen von der Vergangenheit, aber sie haben eine gegenwartsbezogene Funktion. Sie bewältigen Kontingenzerfahrung und stiften kollektiven Zusammenhalt, indem sie erzählte Geschichte als Natur, göttliche Fügung oder einfach als schicksalhaft und damit als Vorbild für die Gegenwart hinstellen. Ihre Attraktivität zehrt vom autoritativen, keinen Widerspruch duldenden Verweis auf das »schon immer«. Schon immer war

29 Koselleck, Einfluss, S. 325ff.; vgl. schon Weniger, S. 318ff., Lewis, S. 65ff., beide ohne die von Koselleck betonte soziale Differenzierung.

30 Die auf Maurice Halbwachs aufbauende Literatur ist kaum mehr überschaubar. Ich orientiere mich an den Begriffsbildungen von Fentress/Wickham und Assmann/Frevert, S. 36ff., die folgenden Zitate ebd. S. 36f., 41f., verzichte aber auf die Kategorie des kulturellen Gedächtnisses, das sich m.E. nicht sinnvoll vom kollektiven trennen lässt. Vgl. Assmann, Gedächtnis, S. 56.

31 Keppler, S. 162ff.

32 Berger/Luckmann, S. 72–75.

es so, immer wird es so bleiben. Kriege gab es schon immer, Kriege wird es immer geben.

Mythen vermitteln Wahrheiten nicht rational und abstrakt, sondern suggestiv und konkret. Sie erzählen Geschichten, die sich der Diskussion entziehen, ihren Wahrheitsanspruch statt dessen durch die Präsentation einer als heilig begriffenen ursprünglichen Vergangenheit bekunden. Gegenüber dem rationalen Diskurs hat der Mythos einen großen Vorzug. Er verzichtet darauf, die Ambivalenz, Widersprüchlichkeit, Ungereimtheit menschlicher Existenz zu durchleuchten, um den Individuen Hilfestellungen für die Entscheidung zwischen bestimmten Alternativen – gut oder böse, schön oder hässlich, richtig oder falsch – zu geben. »Er fordert«, wie Hans Blumenberg gesagt hat, »keine Entscheidung«, auch »keine Bekehrung, kennt keine Apostaten, keine Reue«, er kennt, so könnte man weiter sagen, kein »für« und »wider«, er erzählt vielmehr von der Einheit des Uneinheitlichen, vom inneren Zusammenhang alles nicht Zusammenhängenden.³³ Mythen zeigen, wie die Welt mit ihrem Gegenentwurf, wie bestimmte Werte, Ideen, Verhaltens- und Handlungsformen zusammenhängen und eine Einheit bilden: das Böse mit dem Guten, das Unmenschliche mit dem Menschlichen, die Aggression mit dem Altruismus, der Tod mit der Geburt. Diese Leistung mythischer Weltordnungen und die Antwort auf die Frage, warum Mythen auch in der Moderne so außerordentlich populär sind, verfehlt, wer Mythen als Legenden, Lügen, falsche Wahrheiten auffasst. Sie bieten keine falschen, sondern andere Wahrheiten als die rationalen, wissenschaftlichen Diskurse.³⁴

Auch das Leitbild der Kameradschaft war als Mythos konzipiert. Seine Krux bestand wie die aller Mythen in der Moderne darin, dass – anders als in Stammesgesellschaften – nicht alle Zuhörer an die Verheißungen, die er präsentierte, glaubten. Anders gesagt: Die Menschen nahmen seine Hilfestellung in unterschiedlichen Maße in Anspruch, um mit ihren Erfahrungen zurecht zu kommen. Aber die Zweifler waren nicht immer gleich stark und nicht immer gleich durchsetzungsfähig. Sie nahmen erst im späten 20. Jahrhundert so sehr zu, dass der Mythos der Kameradschaft die hegemoniale

³³ Blumenberg, S. 269.

³⁴ Dieser um Handlung – das heißt: Wiederholung des Erzählten – kreisende Mythosbegriff orientiert sich weniger an literaturwissenschaftlichen Verwendungen (die dem Handlungsaspekt geringe Bedeutung beimessen), sondern synthetisiert soziologische, philosophische, religionswissenschaftliche und kulturanthropologische Beiträge, Turner, Myth, hierzu Kühne, Männerbund, S. 173f.; Eliade; Levi-Strauß; Samuel/Thompson; Assmann/Assmann, Mythos; Eickelpasch; Assmann, Gedächtnis, S. 70ff.; Luhmann, Mythos; Geyer, Mythos, S. 34ff., 78ff.; Schlatter; Dörner, S. 43ff., 52ff., 61 (zur Narration); Hübner, Wahrheit, bes. S. 350f.; Barthes (Sprache); Berding, S. 94ff. (Sorel); Parr, S. 12ff. (Levi-Strauss).

Stellung einbüßte, die er bis dahin im großen Diskurs über den Krieg innehatte.

In der Moderne wirken hegemoniale Deutungsentwürfe und auch Deutungszwänge. Aber deren Erfolg ist selbst in totalitären Staaten unsicher. Die sinnhaft konstruierte Wirklichkeit steckt voll von Widersprüchen. Deutungsangebote, entworfen von Autorität erheischenden Agenturen wie Kirchen, Regierungen, Parteien, Verbänden, Politikern, Funktionären, Intellektuellen, Wissenschaftlern oder Demagogen mögen die Risse und Brüche überwölben. Aber, wie Helmut Plessner 1931 angesichts der Flut solcher Sinnangebote gesagt hat: »Von Überwölbungen ist nichts zu erwarten, außer, dass sie einstürzen.«³⁵ Stets kreuzen sich verschiedene *soziale* Bindungen und unterschiedliches soziales Wissen. Auch *zeitliche* Schichten sedimentierter Erfahrungen reiben sich aneinander. Damit jedoch steht eine flexible Registratur von Deutungs-, Wahrnehmungs- und Handlungsoptionen zur Verfügung, auf die in unterschiedlichen Situationen zurückgegriffen werden kann. Antonio Gramsci hat den »Alltagsverstand« als »chaotisches Aggregat von disparaten Konzeptionen« bezeichnet, in dem sich »Elemente von Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft« (und manches andere) vereinigen.³⁶ Dieser »Verschlingung« und dem »Nebeneinander der heterogenen Logiken und Bedeutungsfelder im lebensweltlichen Wissen« spürt die Erfahrungsgeschichte nach.³⁷

Auch wenn also die vorliegende Studie die Pluralität von Erfahrungen ergründet, ist ihr Erkenntnisziel doch nicht nur kulturelle Vielfalt, sondern mehr noch soziale Einheit: der Zusammenhalt der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« und ihrer Soldaten im Krieg. In einer ersten, formalen Fassung lautet die These dieses Buches: Das Leitbild der Kameradschaft und die Art und Weise, wie die historischen Akteure es sich aneigneten, enthält den Schlüssel zur Entzifferung dieser Einheit, und zwar in doppelter Hinsicht. Kameradschaft hielt die Volksgemeinschaft und insbesondere die Soldaten im Krieg zusammen, und sie stiftete Kontinuität über die großen Zäsuren des 20. Jahrhunderts hinweg. Sie tat dies, indem sie Vielfalt möglich machte. Es gab zu keinem Zeitpunkt nur ein Verständnis von Kameradschaft, sondern viele, und diese Vielfalt war dem historischen Wandel unterworfen. Kameradschaft war ein mythisch dimensioniertes Leitbild, das die militärische Sozial- und Deutungskultur, also die Erfahrungen des Soldaten, und darüber hinaus auch der übrigen Gesellschaft zu steuern beanspruchte. Die Frage ist, inwieweit dies unter wechselnden historischen,

35 Plessner, *Macht*, S. 147.

36 Zitiert nach *Kebir*, S. 77.

37 *Maase, Peace*, S. 271, 273.

sozialen und politischen Bedingungen gelang und welche semantischen Variationen dabei wirksam wurden. Was ›bedeutete‹ Kameradschaft wann und für wen?

Mit dieser Frage sind zwei Probleme angesprochen. Zum einen der semantische Radius und Wandel des Begriffs. Zum anderen seine gesellschaftliche Verankerung und soziale Relevanz. Die erste Frage lässt sich im Rahmen einer *Begriffsgeschichte* klären. Sie hat den inhaltlichen Zuschreibungen der Kameradschaft nachzugehen.³⁸ Um diese Zuschreibungen zu bestimmen, müssen einige Faktoren im Auge behalten werden, die Gruppenbindung und Gruppenkultur strukturieren. Wer gehört dazu, wer nicht? Wer ist Freund, wer Feind? Wer ist Kamerad, wer nicht? Wie scharf sind die Grenzen zur Außenwelt gezogen? Auf welche Gruppen – kleine, vertraute oder große, anonyme – wird der Begriff der Kameradschaft angewandt? Ist er auf das Militär begrenzt oder bezieht er die zivile Gesellschaft mit ein? Wie verhält er sich zum Geschlechtergegensatz, zu generationellen Differenzen und zu Klassenkonflikten? Ist Kameradschaft etwas spezifisch Männliches? Und wenn ja, welche Männlichkeit ist gemeint?³⁹ Oder werden auch Frauen als Kameraden angesehen? Was also bedeutet Kameradschaft für die Binnenintegration einer Gruppe oder Gemeinschaft? Wie hierarchisch, wie egalitär ist diese, wenn sie ›Kameradschaft hält‹? Wie viel Freiheit erlaubt sie, wie viel Zwang übt sie auf ihre Mitglieder aus, wie viel Konformität und Anpassung – an welche Regeln – erheischt sie? Last not least: Welche Moral pflegt sie? Diese Frage ist entscheidend, wenn das Verhältnis von kriegereischer Vergemeinschaftung und ziviler Gesellschaft zur Diskussion steht. Denn der Soldat im Krieg verkörpert den schärfsten Kontrapunkt zur zivilen Gesellschaft und ihrer Ethik. Diese kreist um das Leben und den Erhalt des Lebens. Der Soldat aber darf nicht nur, er muss töten, und dies nicht ausnahmsweise, sondern massenhaft, planmäßig und möglichst effektiv.⁴⁰

Mit der Exploration der Semantik des Begriffs Kameradschaft ist es aber nicht getan. Der zweite Fokus unserer Studie richtet sich auf die Akteure,

38 Vgl. neben *Busse*, Semantik, die Beiträge in *Koselleck*, Semantik, dort S. 166 die Bemerkung des Hg. über die Vieldeutigkeit jedes Worts; allgemeiner *Lipp*, Kulturtypen, bes. S. 460–465, 475. Auch wenn die Trennlinie der Koselleckschen Begriffsgeschichte zur Diskursanalyse Foucaultscher Prägung nicht immer ganz scharf ist, wird hier erstere aus inhaltlichen Gründen (es geht um *einen* Begriff) und wegen ihrer Anbindungsfähigkeit an das im Folgenden dargestellte Paradigma der Erfahrungsgeschichte bevorzugt. Den Begriff des Diskurses verwende ich im alltagssprachlichen Sinne als öffentliches Reden.

39 Für die männergeschichtliche und –soziologische Erweiterung der Frauen- und Geschlechtergeschichte vgl. neben *Scott*, Gender, allgemein *Connell*, Mann; *Meuser*, Männerwelten; *Brod/Kaufman*; *Roper/Tosh*; *Tosh*, Geschichtswissenschaft; *Kühne*, Männergeschichte, die alle auf die rivalisierende, hegemonial geordnete Pluralität von Männlichkeit abheben.

40 *Bourke*, History; *Grossman*; *Geyer*, Kriegsgeschichte; *Gleichmann/Kühne*.

die ihn im Munde geführt oder im Kopf gehabt haben, deren Handeln, Fühlen und Denken er angeleitet und beeinflusst oder aber nicht erreicht hat. Die *Sozialgeschichte* der Kameradschaft geht dem Zusammenhalt, den Faktoren des Mitmachens, dem sozialen Leben der Soldaten im Krieg nach, und der Vor- und Nachgeschichte dieses Zusammenhalts. Sie wendet den eben skizzierten Fragenkatalog ins Praxeologische, fragt nach der sozialen Relevanz des Kameradschaftsideals und nutzt dazu Untersuchungsansätze der Gruppensoziologie und Sozialpsychologie, wie sie zunächst in die Militärsoziologie und neuerdings in die Gewaltsoziologie Eingang gefunden haben.⁴¹

Beide Wissenschaftsrichtungen unterscheiden sich in einer Hinsicht grundsätzlich. Während die Militärsoziologie nach den sozialen und psychischen Voraussetzungen des Gewalthandelns der Soldaten (also ihrer militärischen Funktionsfähigkeit) fragt, nimmt die Gewaltsoziologie die umgekehrte Blickrichtung ein. Sie geht vom Gewalthandeln aus und untersucht dessen kreatives soziales Ordnungspotenzial. Denn Gewalt entfaltet eine soziale Eigendynamik. Gewalt zerstört nicht nur gesellschaftliche Bindungen, sondern stellt sie auch erst her.⁴² Nichts bestätigt diese Annahme mehr als eine Erfahrungsgeschichte der Kameradschaft der deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Sie trugen – das ist die inhaltliche Fassung der These dieses Buches – den genozidalen und den Totalen Krieg mit, weil beides eine ungeheure Verdichtung des sozialen *Er*-Lebens (nicht des physischen *Über*-Lebens) gewährleistete. Diese Gemeinschaftserfahrung freilich war nicht einfach ein Produkt des NS-Krieges. Sie war vielmehr in der deutschen Gesellschaft seit der Jahrhundertwende als kollektive Sehnsucht angelegt, und sie wirkte noch lange nach jenem Krieg weiter, wenn sie auch immer umstrittener und am Ende des 20. Jahrhunderts obsolet wurde.

Die Geschichte der Kameradschaft im Deutschland⁴³ des 20. Jahrhunderts entwickelt das Buch in drei Hauptteilen. Der erste Hauptteil lokalisiert

41 Weiterhin bietet die Soziologie Pierre *Bourdieu*s wichtige Anregungen, insbesondere durch das Habitus-Konzept und das des sozialen Feldes. Allerdings muss die vorliegende Studie den Fokus stärker als insbesondere Bourdieus Habitus-Konzept auf bewusste, reflektierte Aneignung und Praktiken richten; zu den bekannten, hier besonders einschlägigen Defiziten der Bourdieuschen Soziologie gehört das Desinteresse an den Eigenheiten von militärischen oder anderen kasernierten (oder wie auch immer vom Zivilen abgegrenzten) Vergesellschaftungen.

42 *Popitz*, S. 43ff., *Sofsky*, Traktat, zudem dessen Studie über das Konzentrationslager (*Sofsky*, Ordnung) sowie den Band von *Trotha*, Soziologie, und *Ziemann*, Vergesellschaftung.

43 Dass eine komparative Untersuchung der hier entfalteten Thematik reiz- und sinnvoll wäre, steht außer Frage. Sie verbietet sich aufgrund der dafür erforderlichen, dem langen Untersuchungszeitraum geschuldeten äußerst disparaten Quellenbasis, die bereitzustellen auch nur für einen Zweiländervergleich nicht möglich gewesen wäre. Die Forschungslage andererseits bietet allenfalls für die kollektive Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und den militärischen Kult der Zwischenkriegszeit einige Ansatzpunkte für einen Vergleich, auf die ich später kurz zurückkomme.

das Leitbild im Erwartungshorizont der Soldaten des NS-Krieges.⁴⁴ Mit welchen Vorstellungen von Kameradschaft – das heißt auch: vom sozialen Leben im Militär – zogen die Soldaten in die Kaserne und dann in den Krieg? Diese Frage soll durch die Analyse des öffentlichen »Redens«, des Diskurses über Kameradschaft zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg geklärt werden. Geredet (und geschrieben) wurde über Kameradschaft auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen, vor allem in der Veteranen-, aber auch der Jugendkultur und in den Medien der kollektiven Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, dann auch in der publizistischen und propagandistischen Vorbereitung des nächsten Krieges. Die diskursive Arbeit am vergangenen Krieg beschäftigte, so die These des ersten Hauptteils, nicht nur die gesamte deutsche Gesellschaft quer durch die politischen Lager und Generationen. Diese Gesellschaft tendierte im Laufe der zwanziger Jahre auch dazu, unterschiedliche Bewertungen der vergangenen Kriegskameradschaft einzuebnen. Lager- und generationenübergreifend vergesellschafteten sich in Deutschland bereits vor 1933 Gemeinschaftsehnsüchte, die in der Kameradschaft ihren symbolischen Nenner fanden. Kameradschaft als Leitbild militärischer Vergemeinschaftung strahlte in Deutschland nach 1918 weit über den militärischen Bereich hinaus; darin unterscheidet sich diese Zeit von früheren Phasen des Kameradschaftsdiskurses.⁴⁵ Gleichwohl blieb stets gewärtig, dass erst der Krieg Kameradschaft in besonderer Verdichtung garantierte.

Trotz aller Heterogenität haben die Deutschen und zumal die Soldaten den Krieg von 1939 bis zur Kapitulation 1945 in einer Geschlossenheit geführt, derer sich selbst das Regime nie sicher war. Warum? Kameradschaft war das Leitbild einer Sozialkultur, die durch kommunikative Verdichtung im Innern und durch Abschottung nach außen gekennzeichnet ist. Das sind Bedingungen, die in hohem Maße dazu geeignet sind, Konformität zu erzeugen.⁴⁶ Wie isoliert freilich waren die Soldaten – räumlich, sozial und kognitiv? In welchem Maße ließen sie sich auf eine Umarbeitung ihres sozialen Wissens und ihrer Erfahrungen unter dem Einfluss der Kameraden ein? In welchem Maße versperrten sie sich dagegen? Welchem sozialen Druck waren sie dabei ausgesetzt?

44 Zum »kulturellen Paradigma«, das als Konventions- und Erwartungssystem bestimmt, »was von den objektiven Phänomenen in die Erfahrung des Einzelnen dringt«, vgl. *Fussel*, Einfluss, S. 175f.

45 *Mosse*, Vaterland; *Rohkrämer*, Militarismus; *Frevert*, Nation.

46 Vgl. *Berger/Luckmann*, S. 166, zudem *Berger*, Spuren, S. 57ff., über face-to-face-Gruppen als Vermittlungsagenturen von Glaubensinhalten. Ergebnisse und Theorieangebote der Soziologie und Sozialpsychologie bei *Homans*; *Sader*, S. 160ff.; *Schwonke*, S. 46ff.; *Girgensohn*, S. 63ff.; *Kehrer*; *Lipp*, Konformität.

Theoretisches Wissen wie das um die Kameradschaft wird am ehesten ins Alltagswissen übernommen, wenn es dieses bestätigt, wenn es glaubwürdig ist.⁴⁷ Lässt sich also der Zusammenhalt von Hitlers Soldaten auf die Aneignung des Leitbildes der Kameradschaft zurückführen? In welcher Weise und in welchem Maße haben sie es sich angeeignet? Welche Einflüsse hatte es auf ihre Militär- und Kriegserfahrungen? Inwieweit haben die Soldaten es verändert im Gefolge von Erfahrungen, die mit jenen Vorstellungen nicht übereinstimmten, die sie im kulturellen Gepäck hatten, als sie Soldaten wurden? Diesen Fragen geht der zweite Hauptteil auf der Basis vorwiegend »subjektiver«, zeitnaher Quellen wie Tagebüchern und Soldatenbriefen nach. Unter letzteren werden geschlossene Serien von Briefautoren bevorzugt, die es – ähnlich wie Tagebücher – möglich machen, Soldatenbiographien über einen längeren Zeitraum, möglichst die ganze Militärzeit hinweg zu verfolgen und so die Sekundärsozialisation nachzuvollziehen, denen die Soldaten unterworfen waren. Denn dies war die Verheißung des Militärs an den Zivilisten: aus ihm einen richtigen Mann zu machen, der nicht nur über dessen biologische, sondern auch seine soziale Qualität verfügte.

Dieser Verheißung erlagen ebenso wenig wie der gewaltgesättigten Gemeinschaftssehnsucht alle Soldaten gleichermaßen, wie der zweite Teil dieser Studie zeigt. Sie lassen sich vielmehr mit einem gewissen Mut zur Vergrößerung drei Typen zuordnen: 1. den »Unsoldaten«, den Außenseitern der militärischen Gesellschaft, 2. den ausgesprochenen Insidern, die die Zeitgenossen als »geborene« Soldaten zu bezeichnen pflegten, und 3. den »gezogenen« Soldaten, jener große Mehrheit, die zwangsweise rekrutiert wurde, sich aber anzupassen wusste. Die zweite Gruppe verkörperte das Leitbild der Kameradschaft. Meist unverheiratet, war ihnen, wie man gern sagte, die Kompanie oder das Bataillon, also der Männerbund, »Heimat« und Familienersatz. Als Offiziere, Unteroffiziere oder auch Obergefreite wirkten sie als Zugpferde der kameradschaftlichen Vergemeinschaftung, oft dem mythischen Vorbild aus dem Ersten Weltkrieg, Walter Flex respektive Ernst Wurche, nacheifernd. Sie zogen die anderen mit. Diese freilich oszillierten zwischen den Polen Militär und Familie, Front und Heimat, weniger physisch als emotional und im Geist. Die »Unsoldaten« schließlich, wie die »geborenen« nur eine Minderheit, sperrten sich gegen die Vereinnahmung durch die kameradschaftliche Zwangsgemeinschaft und setzten alles daran, die individuelle Identität durch briefliche und virtuelle Kontakte zur Heimat sowie mit Hilfe ausgewählter Freunde zu bewahren.

Warum drifteten die drei Gruppen nicht auseinander? Der zweite Teil sucht die Antwort auf diese Frage in der hegemonialen Ordnung, in der sie

47 Vgl. *Berger/Luckmann*, S. 167ff.

sich in der Wehrmacht zusammenfanden. Diese Ordnung führte letztlich dazu, dass noch die Außenseiter die Kohäsion der Wehrmacht sicherten. Möglich war das freilich nur, weil im nationalsozialistischen Deutschland das Leitbild der Kameradschaft nicht nur vergesellschaftet, sondern auch »verstaatlicht« war. Die NS-Volksgemeinschaft organisierte sich als Staat von Kameraden. Dieser gab der Kameradschaft eine spezifische, wenn auch nicht völlig neue Prägung durch die verbrecherische Dimension, welche die militärische Vergemeinschaftung annahm.

Am Anfang der dritten großen Phase der Arbeit der Soldaten an ihren Kriegserfahrungen stand die Gefangenschaft, die dramatisch inszenierte Entwaffnung, die angesichts der Verstrickung dieser Soldaten in einen verbrecherischen Krieg auch eine fundamentale moralische Diskreditierung bedeutete, zumindest in den Gewahrsamsländern, die vom Terror und den Verheerungen des deutschen Besatzungsregimes zugrunde gerichtet worden waren. Aber mit dieser Erschütterung hatte es nach dem Krieg nicht sein Bewenden. Sie setzte sich zu Hause in Entnazifizierungsverfahren und Kriegsverbrecherprozessen fort. Verarmung und zerrüttete Familienverhältnisse stellten noch größere Herausforderungen dar, bis seit den fünfziger Jahren Wohlstand und beruflicher Erfolg erneuten Wandel einleiteten. Was blieb unter diesen Bedingungen von der Kameradschaft übrig? Welche Bedeutung hatte sie für die kommunikative und für die kollektive Kriegserinnerung? Für beide gilt: Der Singular ist irreführend. Es gab viele und konkurrierende Erinnerungen. Dies nicht nur infolge des durch die deutsche Teilung bedingten Gegensatzes, sondern auch durch die gesellschaftliche und kulturelle Pluralisierung Westdeutschlands nach 1945.⁴⁸ In dieser Vielfalt fand auch die Kameradschaft ihren Platz, lange Zeit einen bevorzugten. Er wurde in dem Maße immer weiter an den Rand gedrängt, wie die Veteranen des NS-Krieges als die Hüter des Kameradschaftsmythos aus dem Berufsleben und dann aus dem Leben überhaupt abtraten. Damit setzte jene Entwicklung ein, die zum Ansehensverlust des Soldaten, nicht nur des alten, sondern auch des jungen, führte. Aber diese Entwicklung war 1945 noch längst nicht absehbar, sie war keine Folge des Krieges und der Erfahrungen, die die Soldaten gemacht hatten, sondern sozialer, generationeller und politisch-kultureller Wandlungen, die sich erst Jahrzehnte nach dem Krieg bemerkbar machten.

48 Auf die Bundesrepublik bleibt unsere Untersuchung der Zeit nach 1945 bzw. nach der Gefangenschaft im wesentlichen beschränkt, da sich für die DDR keine der westdeutschen, durch die Veteranen geprägte Kriegserinnerung ähnliche Entwicklung verfolgen lässt, da deren Organisation dort untersagt war.

Thomas Kühne, Kameradschaft

Erster Teil

Vom Streit um die Kameradschaft
zum Staat der Kameraden
1918–1939